

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 46 (1942-1943)

Heft: 6

Artikel: Der Rosenhof [5. Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666950>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER ROSENHOF

Copyright by Morgarten-Verlag AG., Zürich

Roman von
LISA WENGER

(5. Fortsetzung.)

„Er war frank, liebe Ursula,” bat nun Pfarrer König für seinen Sohn. „Er hätte gar nicht an ein Examen denken sollen. Ich glaube, es wäre klüger gewesen, ihm davon abzuraten, wie wir es getan haben.“

„Willst du uns Vorwürfe machen, König,” fuhr Tante Ursula auf und stellte eine Stricknadel aufrecht auf den Tisch.

„Ach nein. Nur euch bitten, Bernhard nicht zu zürnen.“

Es antwortete niemand, denn in Dingen der Wahrheit verstand Tante Ursula keinen Spaß. Ausreden, Umwege und Entschuldigungen nannte sie Lügen.

„Wir haben beschlossen, daß Susanna zu Schwendts Base nach Basel ziehen solle. Dort ist sie der Unannehmlichkeiten, verhöhnt und verachtet zu werden, enthoben. Sie soll auch noch mancherlei lernen, das ihr im Leben zugute kommen mag.“

„Susanna, ist das dein Ernst,” rief Bernhard. „Jetzt willst du fort?“ Und Pfarrer König fragte, ob das nicht ein wenig grausam sei, in dem Augenblick, in dem Bernhard eine liebe Gefährtin besonders nötig habe. Susanna wollte etwas sagen, aber Tante Ursula kam ihr zuvor.

„Ich glaube, daß vor allem Susanna des Mitleids bedarf, sie, die an dieser Sache keine Schuld trägt,” wies sie ihren Schwager scharf zurück. „Und kurz und gut, es ist beschlossen und es geschieht.“

„Ist dir das recht, Susanna?” fragte Bernhard noch einmal eindringlich und sah Susanna in die Augen. Eine Sekunde lang schwankte sie, aber das Ausgelachterwerden fiel ihr ein, die Freundinnen, die hinausgeschobene Hochzeit.

„Die Tante wünscht es so,” sagte sie.

Da ging Bernhard auf das junge Mädchen zu und sagte:

„Liebe Susanna, zürne mir nicht. Ich sehe aber, daß ich irrtümlicherweise angenommen habe, du liebstest mich. Du hast mich wie einen Bruder gern gehabt. Ein Bruder will ich dir bleiben, auch wenn wir jetzt auseinandergehen.“

Susanna fühlte, wie das Blut prickelnd aus ihren Wangen floh. Sie sah Bernhard mit entsetzten Augen an.

„Du willst mir deinen Ring zurückgeben?“ fragte sie und konnte vor Schreck kaum reden.

„Ja,” sagte Bernhard fest. „Ich habe mich geirrt. Und du hast dich geirrt, als du meintest, mit dem, was du mir gabst, könne ich glücklich sein.“

„Du tust recht, Bernhard“, sagte Pfarrer König. „Zürne uns nicht, wenn wir gehen,” wandte er sich an die erstarre Ursula und darauf an die Braut seines Sohnes.

„Dir, liebe Susanna, wünsche ich von Herzen, daß du einen Bräutigam finden mögest, der es versteht, deine Gefühle zu wecken. Ihr waret nicht glücklich zusammen geworden. Verzeih Bernhard, daß dir durch ihn Leid geschieht. Er hat dich sehr lieb gehabt,” Susanna sah zu Boden und rührte sich nicht. Sie war aber blaß und zitterte. Ursula saß hinter ihrem runden Tisch wie an der Kette. Nach einer Pause, die der Onkel durch das Hin- und Herlaufen von dem Pfeifenbrett bis zu den weißen Damen belebte, fand sie Worte, nur wenige, aber die viel enthielten.

„Das ist unerhört,” sagte sie. „König, das ist unerhört. Ihr löst also die Verlobung auf? Ihr?“

„Nein,” sagte Bernhard rasch. „Susanna löst sie auf. Das wird man ihr nach meinem Mißgeschick ohne weiteres glauben.“ Er bot Susanna die Hand. Sie sah immer noch zu Boden und bemerkte es nicht. Tante Ursula weigerte ihm die ihre.

„Es ist anständig von dir, Bernhard, daß du das Auflösen der Verlobung uns überläßt. So

wird doch der äußere Schein gewahrt. Aber dennoch möchte ich dich ersuchen, dich eine Weile vom Rosenhof fernzuhalten," sagte Onkel Daniel. „Lebe wohl." Er bot Bernhard und seinem Schwager höflich die Hand und trat dann ans Fenster.

Sie gingen hinaus und machten leise die Türe zu. Draußen stand Verene, trocknete sich mit der Schürze die Augen und flüsterte Bernhard zu:

„Bernhard, Sie können noch eine ganz andere bekommen. Die hätte Sie nicht glücklich gemacht."

Er grüßte stumm und ging hinter seinem Vater die breite, gebohnte Treppe hinunter, durch den hallenden Flur, über den Kiesplatz vor dem Haus und zwischen den beiden Tannen hindurch hinab zum grünen Tor.

Die ersten roten Äpfel lagen unter den Bäumen. Wie Blutströpfchen hingen die Johannisbeeren zwischen den zackigen Blättern. Wolken warmen Rosenduftes flogen hinter ihm her, und der süße, reife Geruch von Obst, Gras und Blumen begleitete ihn noch lange.

Wie war er damals seligen Herzens hier eingetreten!

6

In Stadt und Land war in den letzten Jahren manches anders geworden. Besser, sagten die Leute, die an Jahren oder Geist noch jung waren, schlechter, behaupteten die Alten, nicht mehr zu vergleichen mit dem, was in ihrer Jugend gut und schön, wertvoll und neu gewesen.

Nun, das sind so Ansichten. Aber merkwürdig bleibt es, daß viele der lieben Alten es nicht unterlassen können, das zu behaupten, ob sie nun vor fünfzig Jahren oder in fünfzig Jahren gelebt haben oder leben werden.

Sie merken es nicht, daß leise, leise die Zeit an ihnen vorübergleitet, immer neue Bilder bringt und täglich einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft. Sie sehen rückwärts. Und plötzlich sind sie fremd geworden auf dieser schönen, grünen Welt, verstehen die neuen Zeichen und Runen nicht, tappen nach Gleichgesinnten und merken doch, wenn sie so eine weiche, suchende Hand gefaßt, die gleich ihnen Glück und Zufriedenheit von der Vergangenheit erwartet, daß auch sie ihnen nicht helfen kann.

Sie sind aus dem Kreis ihrer Zeit ausgetreten. Und ist es denn nicht sehr zu begrüßen, daß die alten Öllampen, die an eisernen Ketten über die Straßen hingen, hellem Petroleum gewichen sind? Daß sogar in Orten, die einen fortschritten Bürgermeister haben, das neumodische Gas brennt? Ist es nicht angenehm, daß statt der Moderateurlampen, denen im Laufe des Abends unfehlbar wenige Stens einmal der Atem ausging, daß sie sich mit Gurgeln und Schmatzen aufziehen lassen mußten, nun zierliche Petroleumlampen auf den Tischen stehen, mit dunkelroten Schirmen, damit das unbeschreiblich und von vielen als schädlich ausgeschrieene grelle Licht den Augen nicht schade?

Und ist das gar nichts, daß überall im Land die Eisenbahnen, diese schwarzen, zehn- und zwanzigwirbeligen Schlangen durchs Land fahren, Dampf und Feuer speien und mit Hohn über die vorsintflutlichen Drachen lachen, denen kein Mensch nachsagen konnte, daß sie der Allgemeinheit dienten oder die Kultur in die abgelegsten Dörfer gebracht?

Und wer möchte sich unterstehen, den Telegraphen zu unterschätzen? Dies Wunder, das so unbegreiflich ist, daß mancher ein paar Jahre seines Lebens brauchte, um es überhaupt zu fassen?

Freilich, es hat in den letzten zehn Jahren auch manches liebgewordene Alte fallen müssen. Zum Beispiel der Turm mit dem freundlichen Bewohner, dem Christoffel, der in seiner Herzengüte den Schulkindern die berühmten Berner Wecken herunterwarf, wenn er zwölf Uhr schlagen hörte. Lange, lange Jahre liefen die kleinen wißbegierigen Schülerchen in ihren ersten, schweren Schuljahren die steinernen Laubengänge hinauf, um atemlos zu warten, ob denn das duftende Gebäck noch immer nicht durch die Luft sause, ob sie zu spät oder zu früh gekommen, oder ob ihnen die anderen alles vorweggenommen?

Damit die Kleinen ihr Vertrauen zu dem hölzernen Mann nicht verlören, wurde beschlossen, einmal, ehe er von dem Turm, den er solange bewohnt, Abschied nehmen müsse, ganze Körbe des blonden, duftenden Gebäcks hinaufzuschaffen. Eines der Wecklein um das andere flog da hinunter, und Hunderte von kleinen Armen zappelten in der Luft, und hundert Stimmlein riefen: „Mir



DIE GEBURT JESU

Relief von Rosellino an einem Altar in der Kirche di Monte Oliveto in Neapel

auch eines, Christoffel, mir auch eines!" und so lange noch ein Kind danach schrie, so lange sauste auch ein letzter und allerlechter Gruß des Christoffel herunter.

Am nächsten Tag kam dann freilich seine Sterbestunde, und still standen die Kinder auf dem großen Platz umher und in der breiten Straße, um zuzusehen, wie man da oben hämmerte und sägte und wie dem guten Christoffel die Seile um den Leib geschlungen wurden. Die Kleinen wünschten dem wormstichigen Riesen, ihrem alten Bekannten, bekommene eine glückliche Reise.

Wer hätte es für möglich gehalten, daß auch die steinernen Wären weichen müßten? Man vertrieb auch sie von ihrem Platz, den sie jahrhundertelang innehatteten und von dem aus sie die Stadttore bewachten und pflichtgetreu dem Fremdling, der ihr Misstrauen erregte, die steinerne Junge herausstreckten.

Und so ging es noch vielen. Und wenn man nur das in Betracht ziehen wollte, das fort mußte, so hätten die alten Leute recht und die Jungen unrecht. Aber wer hält einen Strom auf? Wer kann es einer Stadt verübeln, wenn sie mit ausgebreiteten Armen sich nach allen Himmelsrichtungen durch die Tore drängt, die ihr im Wege stehen? Daß sie sie niederschlägt, sogar wenn der alte Christoffel darin sein Quartier aufgeschlagen hatte und die Spatzen des ganzen Kantons von dort oben die Stadt regieren halfen?

Und nun gar eine Stadt, um die sich in blauen, schillernden Ringen und Windungen ein Fluß wälzt, über den eine Brücke nach der andern gebaut werden mußte, um die Menschen aus den engen Gassen hinaus ins Freie zu lassen, den Wäldern und Bergen zu? Wie sollte die zu halten sein?

Und so haben doch die Jungen recht, und es ging, wie es überall geht, die Zeit schritt mit langen Schritten vorwärts, ohne sich um das Ach und Weh, das Kläffen und Schelten, die freudige Zustimmung und das Beifallsrufen ihrer Kinder im geringsten zu kümmern.

Um Pfarrhaus von Bergeln merkte man nicht viel von dem, was in der Welt vorging, wenn sich auch alles Große im Kleinen wiederholt.

Das aber ist sicher, daß vom Alterwerden da

keine Rede war, sogar bei denen nicht, die das allerbeste Recht dazu gehabt hätten, wie zum Beispiel der Pfarrer Hans-Franz oder noch besser seine Anna-Liese.

Sie las in den Augen der Jahre — sei es in denen ihres Lebensgefährten oder in denen ihrer Jüngsten, die nun auch schon ein frisches und liebes Blümchen auf des Herrgotts Blumenwiese zu werden versprach, ebenso leicht und deutlich, was ein jedes begehrte, wie nur je.

Sicher, Frau Anna-Liese ist noch jung, denn sie kann sich immer noch unbändig freuen. Sie kann sich auch noch herhaft ärgern und kann noch immer gleich zart und verständnisvoll ihre Kranken pflegen, freilich mit ein wenig mehr Vernunft, Geduld und Erfahrung als früher. Sie kann mit Eifer und viel Erwartung die schönsten Reisen unternehmen, wenn sich dazu Gelegenheit bietet, sie ist stets noch für das Neue eingenommen und verteidigt es gegen Hans-Franz, der ein wenig, nur ein wenig nach der altväterischen Seite neigt, als ob sie zu der äußersten Linken gehörte.

Und da hat sie ganz recht. Läßt man doch kleine Kinder, wenn sie etwas erzwingen wollen, ruhig anrennen und sich die Finger verbrennen. Warum also nicht auch die Großen? Also immer voran mit dem Neuen, sagte Anna-Liese, ist es nichts damit, um so besser, so ist man das nächste Mal vorsichtiger.

Und fragt einmal den Bernhard, ob die Mutter in den Tagen, da er in lauter schwarzer Trübsal wanderte, ihn nicht verstanden hat wie eine Junge?

Wie ein kleines Kind hat er bei ihr geweint, daß er so schnöde um seine schöne, stolze Susanna und seine heiße, erste Liebe gekommen.

Die Mutter mußte ihn auch trösten und festigen, wenn die Neue ihn packte, daß er sich von seiner Liebsten losgesagt, die ihm Phantasie und Liebe, die beiden Zauberinnen, jetzt ganz anders vorspiegeln wollten, als das schöne Mädchen in Wirklichkeit gewesen.

Frau Anna-Liese hörte erst nachgiebig und nickend zu und strich mit milder Hand seiner verwundeten Sehnsucht übers Haar. Nach und nach versuchte sie es aber mit der Vernunft und malte mit geschickten Fingern ein Bild auf die Zukunftsnebel, das aufs Tüpfelchen der Susanna

und dem Bernhard glich, die in einer glücklosen Ehe zuletzt wie in einer Dornenhecke gesessen wären, an der sich beide blutig gerütt hätten.

Frau Anna-Liese breitete eine solche Heiterkeit im Pfarrhaus aus, daß der alte Pfarrer Hans-Franz und der junge cand. med., trotz des verunglückten Examens und der verlorenen Braut, viel öfter lachten und sich freuten, als ein so ernster und würdiger Mann und ein so junger und geknickter es Wort haben wollten. Sie heizte die kleine Schar auf den großen Bruder, die ihn zu Spielen und Spaziergängen mitriß und zu großen Bergfahrten und phantastischen Zigeunerlagern überredeten, die im herbstlichen Wald und den vielen Höhlen der Umgegend sich ausgezeichnet und durchaus echt hildten ließen.

Bernhard ließ sich mitziehen. Seinem Herzen tat das wohl. Seinen mißhandelten und müden Kopf bearbeitete der herbe Wind, der die Tannenwipfel bog, bis sie ächzten und krachten, und dazu heulte und lamentierte, daß die Kinder sich ängstlich umzusehen begannen, die Röcke über den Kopf schlügen und über Wurzelwerk und Tannennadeln rannten, als ob die wilde Jagd hinter ihnen her sei.

Es war ein wirklicher Vorteil für Bernhard, daß Susanna ihn nicht mit Järtlichkeit verwöhnt hatte. Er brauchte nun wenigstens danach kein Heimweh zu haben.

Als er sich gründlich ausgeruht hatte und merkte, daß die Lichter wieder brannten, machte er sich ans Studieren, denn mehr, als er merken ließ, war ihm die tiefe Besämung, die ihm der Misserfolg eingebracht, als Angelhaken in seinem Fleisch hängengeblieben.

Oft, als ihm lieb war, tauchte der Augenblick vor ihm auf, da Susanna erzürnt und fast verächtlich zu Boden gesehen, um seinen Augen nicht zu begegnen. Blitschnell sah er Tante Ursula hinter dem Tisch auftauchen, ihn dräuend ansehen, zusammenfließen und wieder verschwinden. Sogar der empörte Wollenknäuel ängstigte ihn, wenn er ihn, wie damals, mit einem hohen Sprung aus dem goldgeränderten Becher grosslend über den Teppich und dann zu Boden fallen sah, und fast greifbar erkannte er des Onkels Daniel grauen, breiten Rücken, ihm zugewandt, wie er am Fenster stand und die Daumen drehte,

was er nur dann tat, wenn ihm etwas gar zu bunt wurde.

Aber unter neuen Eindrücken erblaßten die beängstigenden Bilder und verschwammen, verloren ihre scharfen Umrisse und grellen Farben und hörten endlich auf, ihn zu quälen.

Susanna, die doch die Urheberin von allem seinem Ungemach war, blieb in seiner Erinnerung das begehrenswerte und schöne Mädchenbild, wie in den Tagen seiner heißen Liebe. Er vermochte es nicht, ihr zu zürnen, und zwang sich nicht, weder Haß noch Verachtung an sie zu verschwenden, da er weder das eine noch das andere fühlte. Was noch in ihm lebte, war der Liebe sehr nahe verwandt, trug aber die zarten Schleier der Entzagung und die Form der Selbstachtung.

Der schöne Rosenhof mit den glühenden Georginen, die oben vom Rain hinuntergrüßten, und den feuerroten Salvien, die herauflockten, den Ästern in ihrer harmonischen Regenbogenpracht und den übermütigen Kapuzinern, die über jedes Mäuerlein und jeden Zaun neugierig guckten, sie alle vergaß er nicht.

Die Bank, die weiße, lange, die nun auf fallendem Laub stand und verlassen und einsam wartete, noch weniger. Und am wenigsten das schöne Mädchen mit den Samtaugen und der milchweißen Haut selbst. Er strich im Frühling darauf immer noch dem Goldlack über die weichen Blätter.

Ein zweites Menschenkind blühte auf in Frau Anna-Lieses Garten. In Klärchens Herzen war eitel Freude, die, wie sie glaubte, niemand bemerkte und niemand sah und von der keiner etwas ahnte.

Sie ging von dieser Freude durchleuchtet an Bernhards Seite durch die Felder, und die milde und verständige Herbstsonne vermochte es, ihre Wangen zu bräunen, was ihr den ganzen Sommer hindurch nicht hatte gelingen wollen. Es war, als ob Klärchen sich dagegen gewehrt hatte, denn sie war doch so oft und so lang in Garten, Feld und Wald herumgelaufen wie ihre Geschwister, die braun und glatt aussahen wie Haselnüsse.

Bernhard fragte nicht, wo die Sträuße herkamen, die er täglich auf seinem Schreibtisch fand, ein Farbenspiel von Purpur, Braun und Gold, duftend und frische Luft und Sonne atmend, denn

auch Vater und Mutter fanden die Gemeinschaft von Rosen, Levkoien, Geranien und Alstern neben ihren Kaffetassen. Ein jedes von ihnen nahm an, daß Klärchen die Geberin sei, und darüber wunderte sich auch niemand im Pfarrhaus von Bergeln, denn sie waren alle darin einig, daß Klärchen so viel Freude im Haus um sich verbreitete, als sie eben konnte.

Es war Anna-Lieses geheimer Kummer, was aus dem Kind werden sollte, wenn sie etwa sterbe. Es war zart und nicht stark auf der Lunge. Auch war die Auswahl in Frauenberufen in der damaligen Zeit sehr klein. Sie hätte ja Lehrerin werden können, aber dazu eignete sich Klärchen nicht. Auch Malstunden geben galt für anständig — man malte da Katzen, die aussahen, als wären sie aus Gips und Vergißmeinnicht, steif wie Strohhalme, aber auch dafür hatte Klärchen kein Geschick.

Es blieb die Musik übrig. Anna-Liese meinte, daß ein Funken von Talent wenigstens nötig sei, aber auch der fehlte.

So ließ die liebe Pfarrfrau ihr Pflegekind bis auf weiteres unter der Obhut, möchte, wenn sie nicht mehr da war, ein Größerer für sie sorgen. Einstweilen freute sie sich des Mädchens, das sie wie ihr eigenes liebte und das so zarte, seine Hände für die Schmerzen anderer hatte und eine so helle, klingende Stimme, daß es sich einem wie Blumenblätter um die Stirne legte, wenn sie sprach.

So plauderte sie denn auch Bernhard allerlei vor, sang ihm Lieder oder ließ sich von ihm seine Pläne und Absichten für die Zukunft vorlegen und half ihm mit ihrer Gegenwart von einem Tag zum andern über die stachelige Wirklichkeit hinweg.

Was der Mutter liebevolles Eingehen nicht ganz bewirkte, was Klärchens zartes Mitgefühl nicht fertig brachte, das gelang schließlich dem Wildfang Anni, die unbesorgt plauderte und lachte und sich den Deut um des Bruders heimlichen Liebesgram und seine Sehnsucht nach der schönen Susanna kümmerte und dadurch mithalf, den großen Schritt aus dem noch grauen Heute in das schon farbige Morgen zu tun.

Ja, es wurde wahrhaftig auch auf dem Rosenhof manches anders. Lange Wochen schmeckte

zum Beispiel dem Onkel seine Pfeife nicht, trotzdem er es mit der großen, schöngeschnitzten des Großvaters Schwendt — aus dem regimentsfähigen Geschlecht der Schwendts — versuchte, die silberne Ketten und Beschläge hatte und in wunderbar abgetönter Weise angeraucht war. Er half sich zwar nicht mit Schnupfen, aber wenn, das kann man wohl fragen, ist das Schnupfen ein richtiger Ersatz für das Rauchen?

Öfter als gewöhnlich nannte der Onkel sich den Daniel in der Löwengrube, wenn auch seine liebe Ursula nicht einmal von weitem einer Löwin glich, sondern viel eher einem hässlichen Käuzchen, und Susanna sich in keiner Weise dem Onkel drohend in den Weg stellte, denn sie war fort. Aber die Luft auf dem Rosenhof wurde von einem bänglichen Gefühl durchzogen und hatte alles Rosige verloren, nicht darum allein, weil im Garten die allerletzten dunkelroten, treuen Röschen am Verblühen waren und auch nicht darum, weil es dem Winter entgegenging, während dessen Dauer sich der Onkel immer etwas gefangen vorkam, sondern weil sich Tante Ursula einfach nicht darein finden konnte, eine solche Niederlage erlebt zu haben, und darum ungewöhnlich streng und argwohnisch herumging und aufpaßte, ob wenigstens in ihrem Haus — sie sagte immer mein Haus — sich ihr nichts in den Weg stelle.

Bewegte sich eine Frauengestalt, die sich durch Falbalas und Krinoline als Dame erwies, dem Rosenhof entgegen, so lief die Tante, so schnell sie konnte, dem Wöldchen zu, und ihre Löckchen, die sie nie mehr abzulegen gedachte, tanzten wild neben ihren Ohren. Sie versteckte sich so lange, bis sie die Falbalas und das Babolet von hinten sah, und wußte, daß Berene, ihrer Weisung getreu, berichtete: die Frau Schwendt sind leider, ja leider nicht im Haus. Was ja auch buchstäblich wahr war.

In ihrem großen Gerechtigkeitssinn versuchte es Tante Ursula, obgleich es ihr schwer fiel, sich auf den Standpunkt ihres Neffen zu stellen. Sie fand nichts, aber auch rein nichts, was ihn hätte entschuldigen können. Was in aller Welt verlangte der Mensch denn von seiner Braut? Und was wollten diese Königs für ihren Herrn Sohn? Denn Ursula war überzeugt, daß Anna-Liese da

die Hand im Spiele gehabt mit Reizen und Drängen, war sie doch je und je mit ihren überflüssigen Fragen gekommen, die Ursula aufgelegt und Susanna geängstigt hatten.

Susanna war, wie sie war. Und genügte es nicht, schön, jung und recht vermöglich zu sein? Dazu hatte sie, wie selten ein Mädchen ihres Standes, alle häuslichen Tugenden. Wer half zum Beispiel bei der Wäsche und der Plättgerei mit, als ob sie es bezahlt bekäme, wie Susanna? Gab es viele Mädchen, die auch nicht einmal die Bettücher mit der falschen Seite übers Seil schwangen und die stets gleiches neben gleichem aufhingen und es nie versäumten, wenn man Dampfnudeln buk, an die untere Herrengasse zu Leibundgut zu laufen, um dort das allerfeinste Mehl einzukaufen, trotzdem es Mehl genug gab in der oberen Stadt? Susanna, die nie zu spät aufstand, nie ihr Taschengeld vor der Zeit verbrauchte, nie log, nie — das hätte übrigens Tante Ursula ihr austreiben wollen — nie den Männern nachließ? Nein, ernstlich, was wollten diese Königs eigentlich?

An jenem Abend, es brauchte niemand auf dem Rosenhof das Datum dazuzusezen, an jenem denkwürdigen Abend war Onkel Daniel nicht vor zwei Uhr zur Ruhe gekommen. Das war eine für ihn so unerhörte Zeit, daß er sich auf einen Schlagfluss gefaßt machte, der aber nicht eintraf.

Nur die Petroleumlampe war bis auf den letzten Tropfen heruntergebrannt, woran Verene merkte, daß die Sache Frau Schwendt tief gegangen sein mußte.

Ja, ja, das waren Geschichten. Verene kannte natürlich den Gang des traurigen Ereignisses genau und wußte von dem Brief, den Frau Anna-Liese erhalten sollte, lange vor der Frau Pfarrer selbst. Aber das muß man sagen, horchte Verene auch mehr als je an den Türen und betrachtete es mehr als je als ihr gutes Recht, Fühlung mit der Familie zu haben, so erfuhr doch nie ein Mensch vorzeitig etwas von dem, was ihre Herrschaft bewegte, weder die Gärtnersfrau noch auch der Kutscher Christian, den Verene heiraten würde, wenn er mehr Bildung und wenn sie dafür zehn oder zwanzig Jahre weniger gehabt hätte, als sie zugeben mußte, ohne die, die sie gar nicht eingestand.

Die Bande, die den Rosenhof und das Pfarrhaus vereinten, waren am Reisen.

Tante Ursula hatte, nach einer Unterredung mit Onkel Daniel, nach der er auch nicht mehr schnupfen möchte, erlangt, daß ein Brief an Anna-Liese abging. Es stand darin, daß alle ihre Beziehungen nach dem unerhörten Benehmen Bernhards, der offenbar von seinen Eltern unterstützt wurde, aufzuhören hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Es regnet in den Schnee

Schwarz versponnen, blau versonnen,
Steigt der Wald zum weißen Hang;
Und es machen uns die Tannen
Wie im Wintermärchen bang.

Kranker Schnee und kranke Leute,
Stubenräuchlein überm Dach.
Scheiben, wie vom Dampf erblindet,
Weinen ihren Blumen nach.

Aus den großen Kinderaugen
Weicht der Tag dem bunten Traum...
Und zum Licht im dunklen Weiher
Neigt sich müd ein Winterbaum.

Leise, leise fällt ein Regen
In die graue Winterszeit:
Doch es wechseln schon die Winde,
Und es regnet und es schneit.

Christnachtschöne Sternchen tanzen
In des Dorfes späte Ruh.
Wie die Mutter ihre Kleinen,
Dekkt der Schnee die Gassen zu.

Otto Hellmut Lienert.